

»Dritte Mission« als Nebeneffekt gängiger Tätigkeiten

Überlegungen aus ethnografischer Sicht zum Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis

Julian Eckl

Einleitung

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kämpfen in ihrem Arbeitsalltag oft damit, sowohl der Lehre als auch der Forschung gerecht zu werden. Gleichwohl handelt es sich dabei im Prinzip um die zwei unbestrittenen Aufgabenfelder der Universitäten. Daneben wird inzwischen auch die sogenannte »dritte Mission« als weiteres Aufgabenfeld genannt. Das gilt zunehmend auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Im Rahmen der »dritten Mission« soll den selbstreferenziellen Tendenzen der Wissenschaft entgegengewirkt werden. Wissenschaft soll sich in vielerlei Hinsicht gegenüber gesellschaftlicher Praxis öffnen und es soll ein Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis befördert werden, der in beide Richtungen wirkt.¹

Während die »dritte Mission« häufig als ein junges oder sogar als ein zukünftiges Aufgabenfeld der Universitäten beschrieben wird, könnte man jedoch argumentieren, dass einige Aspekte, die unter die »dritte Mission« fallen, schon seit geheimer Zeit praktiziert werden. Aus dieser Sicht hat die »dritte Mission« zwar eine lange Tradition, allerdings stand sie bisher nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit, während derzeit eine Professionalisierung der »dritten Mission« angestrebt wird. Die bewusste Reflexion, Aufwertung und institutionelle Verankerung der »dritten Mission« kann man dementsprechend mit vorangegangenen Wellen der Professionalisierung universitärer Praxis vergleichen. Im Zusammenhang mit dem thematischen Fokus dieses Sammelbandes wäre insbesondere das gestiegene Interesse an Forschungs- und an Lehrmethoden hervorzuheben, deren systematische Vermittlung und Anwendung zunehmend erwartet werden.

¹ Zu den Diskussionen über »dritte Mission« im Allgemeinen, siehe beispielsweise die Beiträge in *Die Hochschule* 1/2016 (Hachmeister e.a. 2016). Im vorliegenden Sammelband liegt darüber hinaus ein besonderer Fokus auf den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die Professionalisierung der ›dritten Mission‹ ist ein vielversprechendes Unterfangen, allerdings sollten mindestens zwei drohende Fehler ins Bewusstsein gerufen werden. Erstens sollte man nicht davon ausgehen, dass es sich um ein gänzlich neues Tätigkeitsfeld handeln würde, über das noch wenig bekannt ist. Zweitens sollte die derzeitige Euphorie über die ›dritten Mission‹ nicht dazu führen, dass ungewollte, aber erwartbare Nebenwirkungen der Professionalisierung übersehen werden. Um diese Fehler zu vermeiden, sollte man auf dem vorhandenen Erfahrungsschatz aufbauen und dabei auch die Frage in den Blick nehmen, welche besonderen Herausforderungen sich an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis ergeben.

Ethnografie ist ein wichtiges Beispiel für eine Forschungstradition, in der zentrale Aspekte der ›dritten Mission‹ bereits jetzt zum Tragen kommen. Ethnografie zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass Forschende gewöhnlich versuchen, in den Lebensalltag der Menschen einzutauchen, die beforscht werden sollen. Während dieses Eintauchen meist damit begründet wird, dass auf diese Weise ein besseres Verständnis für ›die Praxis‹ entwickelt werden kann, hat sich immer wieder gezeigt, dass insbesondere die teilnehmende Beobachtung keine Einbahnstraße ist. Vielmehr vermitteln die Forschenden auch etwas über sich selbst und es entsteht mitunter ein Austausch zwischen Forschenden und Beforschten, den man als Transfer im Sinne der ›dritten Mission‹ verstehen und der in beide Richtungen transformativ wirken kann.

Durch das sprichwörtliche Verlassen des Elfenbeinturms werden für Wissenschaft und Gesellschaft neuartige Erkenntnisse ermöglicht, aber man setzt sich – auch physisch – gleichzeitig Risiken aus. So verliert man durch das Eintauchen in ›die Praxis‹ bzw. in ›das Feld‹ auch einen gewissen Grad an Kontrolle – und zwar nicht nur über den Forschungsprozess als solchen, sondern auch über den eigenen Lebensalltag, der zunehmend von außen bestimmt wird. Darüber hinaus wird schnell deutlich, dass es nicht ›die eine Praxis‹ gibt und dass unterschiedliche Gruppen ihre jeweilige gelebte Realität in den Vordergrund stellen. Konflikte innerhalb ›der Praxis‹ wirken sich auch auf Forschende aus, die sich darin bewegen und leicht zwischen die Konfliktparteien geraten können. Die Anführungszeichen um ›die Praxis‹ und ›das Feld‹ sollen diese Vielstimmigkeit und Heterogenität in Erinnerung rufen – denn die damit einhergehenden Herausforderungen sind auch für die Professionalisierung der ›dritten Mission‹ von zentraler Bedeutung.

Wie sich im Verlauf des Beitrags zeigen wird, ist ein wichtiger Schluss, der sich aus den vorhandenen Erfahrungen mit der ›dritten Mission‹ als Nebeneffekt gängiger Tätigkeiten ziehen lässt, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler jederzeit die Möglichkeit haben sollten, sich auch wieder zurückzuziehen und eine (kritische) Distanz zu ›der Praxis‹ zu bewahren. Eine wichtige Voraussetzung hierfür wäre, dass Tätigkeiten im Bereich der ›dritten Mission‹ flexibel erbracht werden können und dass keine finanziellen Abhängigkeiten entstehen. ›Dritte Missi-

on« und Transfer dürfen kein Selbstzweck sein, der ein unkontrolliertes Eigenleben entwickelt und für Forschende zu einer unausweichlichen Verpflichtung wird.

Der Beitrag knüpft an Erfahrungen an, die der Autor als Politikwissenschaftler in Forschung und Lehre mit der (politischen) Ethnografie gemacht hat. Ethnografie beschäftigt sich nicht nur mit Praxis, sondern sie kann auch selbst als eine Form von Praxis verstanden werden. In der Lehre entsteht somit ein doppelter Praxisbezug: Wissenschaft und Forschung werden als eine praktische Tätigkeit vermittelt, die sich mit unterschiedlichsten Formen von (Alltags-)Praxis beschäftigen. Daher kann Ethnografie besonders gut im Rahmen von Lernen durch Forschung (Reinmann 2016) vermittelt werden, wodurch ein fließender Übergang zwischen Forschung und Lehre entsteht. Die Studierenden erleben sich selbst von Anfang an als Forschende und es findet bereits hier ein erster Transfer statt.

Daraus ergibt sich wiederum, dass die Überlegungen zur ethnografischen Forschung auch für die ethnografische Lehre zutreffen und dass man beide unter dem Begriff des ethnografischen Arbeitens zusammenfassen kann. Auch wenn das frühzeitige praktische Anwenden anfangs zu Verunsicherungen führen kann, schätzen die Studierenden die damit einhergehende Würdigung ihrer Tätigkeiten und die deutliche Selbstwirksamkeitserfahrung. Diese positiven Erfahrungen haben sie auch in ihren schriftlichen Nominierungsbegründungen zum Ausdruck gebracht, auf deren Grundlage eine Jury den Autor unter den vorgeschlagenen Lehrenden ausgewählt und für sein Seminar »Politische Ethnographien in den Internationalen Beziehungen« mit dem Hamburger Lehrpreis 2016 ausgezeichnet hat.

Im Folgenden wird zunächst auf ein paar Besonderheiten des ethnografischen Arbeitens eingegangen, die im vorliegenden Kontext von Bedeutung sind. Dabei wird deutlich werden, dass insbesondere die teilnehmende Beobachtung als zentrale Säule der Ethnografie einen wichtigen, bidirektionalen Transferanlass darstellt und dass »die Praxis« aus ethnografischer Sicht zu einem unerschöpflichen Schatz an spannenden und vielseitigen Lernorten wird. In einem zweiten Schritt wird darauf eingegangen, dass die Stärken des ethnografischen Arbeitens nicht verhindern können, dass sich gewichtige Herausforderungen ergeben. Der Fokus wird hierbei auf denjenigen Herausforderungen liegen, die dadurch entstehen, dass in der Ethnografie – wie auch von der »dritten Mission« gefordert – die Grenze zwischen Wissenschaft und Praxis bewusst überschritten wird. In einem dritten Schritt wird festgehalten, welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Professionalisierung der »dritten Mission« ergeben.

Ethnografisches Arbeiten wird vom Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis geprägt

Ethnografie wird in unterschiedlichen Disziplinen praktiziert, auch wenn ihre Geschichte insbesondere von der Ethnologie geprägt wurde (vgl. Gobo 2008, Schatz 2009, Emerson e.a. 2011 sowie Breidenstein e.a. 2015). Die Tatsache, dass Ethnografie mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen vereinbar ist, ist eine ihrer großen Stärken. Gleichzeitig haben sich die einzelnen Disziplinen die Ethnografie auf eine eigenständige Art und Weise angeeignet, sodass man sich leicht in Grundsatzdebatten über die Frage wiederfinden kann, was Ethnografie »eigentlich« ist. Vor diesem Hintergrund ist es zwar wichtig, darauf hinzuweisen, dass die nun folgenden Überlegungen insbesondere von einem politikwissenschaftlichen Anwendungskontext geprägt sind (z.B. Schatz 2017); gleichzeitig ist es im Rahmen dieses Beitrages aber nicht notwendig, auf methodologische Grundsatzfragen einzugehen. Vielmehr genügt es, ein paar Eigenschaften der Ethnografie herauszuarbeiten, die zeigen, inwiefern die »dritte Mission« aus ethnografischer Sicht bereits heute Teil des universitären Alltags ist.

Man könnte sagen, dass ethnografisches Forschen rein praktisch auf drei Säulen beruht (Eckl 2018a), die jeweils ein Bündel an spezifischen Methoden und Aktivitäten umfassen. Im Hinblick auf die »dritte Mission« ist dabei zentral, dass sich diese drei Säulen unter anderem dahingehend unterscheiden, inwiefern sie bereits im Forschungsprozess bzw. beim Lernen durch Forschung Transferanlässe im Sinne eines Austausches zwischen Wissenschaft und Praxis liefern. Darüber hinaus ist von Bedeutung, dass sie sich im Hinblick auf die Frage unterscheiden, inwiefern die Forschenden auf die Kooperation »des Feldes« bzw. »der Praxis« angewiesen sind, um den Anforderungen der jeweiligen Säulen gerecht zu werden. Die unterschiedlichen Abhängigkeiten »vom Feld«, die sich daraus ergeben, sind für die Professionalisierung der »dritten Mission« wichtig, da auch hier Abhängigkeiten von »der Praxis« entstehen werden. Die Darstellung der drei Säulen erfolgt in einer solchen Reihenfolge, sodass mit dem am wenigsten deutlichen Transferpotential begonnen und mit dem höchsten geendet wird.

Beginnen wir also mit der Artefaktanalyse bzw. dem Betrachten. Obwohl die Ethnografie dem Erheben oder Generieren von empirischen Materialien prinzipiell viel Beachtung schenkt, ist es – gerade in einem politikwissenschaftlichen Kontext – nicht immer notwendig, empirische Materialien selbst zu generieren. Vielmehr werden häufig bereits bestehende Textdokumente untersucht. Dabei handelt es sich insofern um »dankbare« empirische Materialien, dass insbesondere öffentliche Akteure rechtlich dazu verpflichtet sind, ihr eigenes Handeln selbst zu dokumentieren und Forschende dadurch zu einer Vielzahl von offiziellen Dokumenten problemlos Zugang erhalten. Ein Beispiel hierfür wären Wortprotokolle von Parlamentsdebatten oder von internationalen Verhandlungen. Auch wenn sich die

Situation im Falle von Archivmaterial oder Geheimdokumenten anders darstellt, kann die Artefaktanalyse häufig ohne Kooperation »des Feldes« und ohne intensiven Austausch mit Personen »aus dem Feld« erfolgen. Dementsprechend selten sind auch die Chancen, dass bereits im Forschungsprozess ein Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis stattfindet. Hier unterscheidet sich die Ethnografie nicht von anderen Forschungstraditionen, die ebenfalls auf Artefakte zurückgreifen. Dies gilt auch für die Analyse von Artefakten jenseits der zumeist verwendeten Textdokumente. Hier könnte man insbesondere an kleinere dreidimensionale Objekte bis hin zu Gebäuden – oder aber an digitale Artefakte sowie an Bilder – denken (z.B. Bohnsack 2009, Lueger e.a. 2018). Beispielsweise wurden »diplomatische Familienfotos« in meinen Seminaren zur globalen Diplomatie gewinnbringend analysiert.

Interviews bzw. das Befragen stellen die zweite Säule des ethnografischen Forschens dar, sind aber ebenfalls kein Alleinstellungsmerkmal. Auch wenn der Begriff Interviews in diesem Zusammenhang ein sehr breites Bündel an Einzelmethoden umfasst, die sich von narrativen Interviews bis hin zu Surveys auf der Grundlage von standardisierten Fragebögen erstrecken, unterscheiden sie sich in einem zentralen Punkt von der Artefaktanalyse. Im Gegensatz zu den Artefakten entstehen Interviews auf Betreiben der Forschenden, die u.a. durch die Interviewthemen und ihre Fragen eine Art Minimaltransfer leisten. Sie stoßen die Befragten auf bestimmte Themen und regen sie mindestens dazu an, sich bestimmte Sachverhalte zu vergegenwärtigen. Die Interviewsituation kann gleichzeitig dazu führen, dass für die Befragten scheinbar Bekanntes in einem neuen Licht erscheint. Gleichzeitig bieten gerade leitfadengestützte und narrative Interviews für die Befragten die Möglichkeit, den Gesprächsverlauf zu beeinflussen und eigene Schwerpunkte zu setzen. Das Ergebnis des Interviewprozesses ist eine Koproduktion von Forschenden und Befragten.

Das bedeutet zum einen, dass die Forschenden im Prinzip in einem viel höheren Maße von der Kooperation »des Feldes« abhängig sind, und zum anderen, dass bereits im Forschungsprozess ein größerer Raum für Transfer entsteht. Der Umfang der Transfermöglichkeiten und der Grad, zu dem es sich um uni- oder biderktionale Transfermöglichkeiten handelt, variieren dabei insbesondere mit der Art der Befragung. In meinen Seminaren zur globalen Diplomatie wurden beispielsweise Konsularinnen und Konsulare in leitfadengestützten Interviews (z.B. Bogner e.a. 2014) befragt. Aus den Berichten der Studierenden geht hervor, dass sich die Interviews zu einem inspirierenden Gedankenaustausch entwickeln können. Durch das tatsächliche Betreten der Räumlichkeiten der Konsulate sowie durch die intensive, interaktive Gesprächssituation mit ihren überraschenden Einsichten und spontanen Rückfragen konnten die Studierenden ein viel tieferes Verständnis für die konsularische Alltagspraxis entwickeln als es die wissenschaftlichen Hintergrundtexte zum Seminar zu vermitteln vermochten. Gleichzeitig wurde mitunter bei den Befragten ein Interesse für die wissenschaftliche Perspektive auf die un-

tersuchte Praxis geweckt, wodurch die Interviewenden selbst zu Expertinnen und Experten wurden.

Während Artefaktanalyse und Interviews auch in vielen anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungstraditionen verankert sind, wird die teilnehmende Beobachtung (bzw. das Beobachten) häufig nicht nur als eine der Säulen des ethnografischen Forschens, sondern als die eigentliche Besonderheit des ethnografischen Forschens gesehen (Malinowski 1972). Die teilnehmende Beobachtung ermöglicht es, die eigenen Sinne als Erhebungsinstrumente einzusetzen, anstatt sich auf Materialien zu stützen, die andere erstellt haben. Im Prinzip geht damit der Auftrag einher, eine (räumliche) Nähe »zum Feld« herzustellen. Auch wenn der Begriff teilnehmende Beobachtung eine Bandbreite an Aktivitäten abdeckt, bei denen unterschiedlich stark teilgenommen und beobachtet wird, bleibt als gemeinsamer Grundgedanke, dass die Forschenden durch teilnehmende Beobachtung besonders tief in »das Feld« bzw. in »die Praxis« eintauchen können; gleichzeitig exponieren sie sich dabei auch selbst besonders stark. Noch mehr als in Interviews entsteht eine Situation, in der sich Forschende und Beforschte wechselseitig beeinflussen und Transfer stattfinden kann. »Die Praxis« wird nicht nur im Rahmen von Befragungen rekonstruiert, sondern sie wird miterlebt und dadurch bis zu einem gewissen Grad auch mitgestaltet.

Im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung sind Forschende in besonderem Maße auf die Kooperation »des Feldes« angewiesen, da die Verweigerung des »Feldzugangs« teilnehmende Beobachtung schwierig bis unmöglich macht. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass der Zugang »zum Feld« (und das Verlassen »des Feldes«) in der Literatur zur Ethnografie umfangreiche Beachtung finden (z.B. Gobo 2008: 117-34, 306-13).

Insbesondere im Rahmen von Abschlussarbeiten können die Studierenden auch einen herausfordernden Feldzugang in Kauf nehmen sowie einen Feldaufenthalt an geographisch entfernten Orten einplanen (z.B. Zugang zu diplomatischen Verhandlungen an einem der Sitze der Vereinten Nationen). Darüber hinaus entsteht im Rahmen von Abschlussarbeiten aufgrund der größeren Zeitdauer prinzipiell ein besonders intensiver Austausch zwischen Forschenden und Beforschten.

Gleichzeitig haben die Studierenden auch im Rahmen von Seminaren, in denen sie sehr unterschiedliche Schauplätze der Politik aufgesucht haben (z.B. Demonstrationen oder Parlamente), davon berichtet, dass ihnen die Erfahrungen »im Feld« einerseits einzigartige Einsichten auf den Forschungsgegenstand ermöglicht und andererseits einen neuen Blick auf ihr Fachgebiet eröffnet haben. Mit anderen Worten haben sie sogar hier direkt miterlebt, dass die Feldaufenthalte nicht nur empirische Details zu Tage fördern, sondern auch vollkommen neue Perspektiven eröffnen. Darüber hinaus entstanden auch immer wieder Situationen, in denen sie ihr Fachwissen »im Feld« geteilt haben. Im Hinblick auf die gängigen

Lern-Lehr-Theorien könnte man festhalten, dass das Eintauchen »in die Praxis«, das im ethnografischen Lernen durch Forschen praktiziert wird, komplexe Lernumgebungen schafft, wie sie auch aus der Sicht des Konstruktivismus wünschenswert erscheinen (vgl. Eckl 2018b).

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass eine zentrale Besonderheit des ethnografischen Arbeitens ist, dass Transfer bereits im Forschungsprozess bzw. beim Lernen durch Forschung stattfinden und in beide Richtungen wirken kann. Darüber hinaus nimmt die Chance auf Transfer von der Artefaktanalyse über die Interviews bis zur teilnehmenden Beobachtung zu. Dass sich die Transferpotentiale im Forschungsprozess auch tatsächlich entfalten können, liegt insbesondere daran, dass sich ethnografische Projekte gewöhnlich durch ein offenes und inkrementelles Forschungsdesign auszeichnen, in dessen Rahmen auf Erkenntnisse eingegangen werden kann, die sich im Prozess ergeben haben. Eine zentrale Begründung hierfür ist, dass die Forschung dem gelebten Alltag der Beforschten Rechnung tragen möchte und man sich diesem erst im Laufe der Forschung schrittweise annähern kann.

Das Interesse für die Lebenswirklichkeit der Beforschten und das besondere Augenmerk auf der teilnehmenden Beobachtung unterscheiden ethnografische Forschung zumindest im Ausgangspunkt auch von den meisten *Mixed-Methods*-Ansätzen. Zwar ist es dort wie in der Ethnografie möglich, unterschiedliche Einzelmethoden miteinander zu kombinieren, aber die übergeordnete Zielsetzung liegt dabei gewöhnlich nicht auf dem Eintauchen in die Lebenswirklichkeit der Beforschten, sondern auf dem Überwinden der Trennlinie von quantitativen und qualitativen Methoden.²

Im bestehenden Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis gibt es gewichtige Herausforderungen

Auch wenn die Stärken des ethnografischen Arbeitens offensichtlich sind und als ein Beleg dafür gesehen werden können, dass zurecht große Hoffnungen in eine Professionalisierung der »dritten Mission« gesetzt werden, zeigen sich an den ethnografischen Erfahrungen gleichzeitig wichtige Herausforderungen für den Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis. Die Euphorie für die »dritte Mission« sollte nicht über diese Herausforderungen hinwegtäuschen. Manche

2 Da das Hauptaugenmerk in der vorangegangenen Darstellung auf dem Erheben und Generieren von empirischen Materialien liegt, sollte der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden, dass sich die zusammenführende Auswertung der unterschiedlichen empirischen Materialien, wie beispielsweise der Feldprotokolle, in ethnografischen Projekten häufig an Ideen aus der *Grounded Theory* orientiert (vgl. Emerson e.a. 2011: 171-99 sowie Gobo 2008: 49-50, 266-258).

Herausforderungen können dadurch abgemildert werden, dass man bestimmte (Forschungs-)Techniken anwendet; andere müssen eher auf einer strukturellen Ebene Beachtung finden. Beide Seiten werden im Folgenden illustriert und es wird herausgearbeitet, dass bestehende Diskussionen zu Normativität und Verantwortung in der Wissenschaft auch für die Professionalisierung der »dritten Mission« einschlägig sind.

In der ethnografischen Forschung und Lehre wird schnell klar, dass es problematisch ist, von »der Praxis« (oder von »dem Feld«) zu sprechen. So findet »die Praxis« der Politik in verschiedenen Kontexten statt (z.B. in lokalen politischen Institutionen, auf öffentlichen Kundgebungen oder in internationalen Verhandlungen) und wird von konkreten Gruppen unterschiedlich erlebt (z.B. als Protestierende, als Parteimitglieder, als Teil einer Regierung, als Personal der Polizei, als Medienschaffende oder als konsularisches Personal). Der Versuch, ein besseres Verständnis für »die Praxis« zu entwickeln, könnte sich daher leicht darauf beschränken, dass man sich das Verständnis einer bestimmten Gruppe von Personen zu eigen macht und es gleichzeitig als stellvertretend für »die Praxis« erachtet.

Vor diesem Hintergrund ist es von entscheidender Bedeutung, dass man einer solchen Entwicklung mit unterschiedlichen Techniken entgegenwirkt und ein Verständnis dafür entwickelt, in welchem größeren Zusammenhang man die eigene Forschung – in Anbetracht der zunehmenden eigenen Einsichten in »die Praxis« – sehen muss. Dazu gehört generell das Reflektieren der eigenen Position und des eigenen Forschungsprozesses. Ein wichtiges Hilfsmittel sind hierbei die eigenen Feldprotokolle, die nicht nur im Prozess des Schreibens Anlass und Raum für Selbstbetrachtungen liefern. Vielmehr kann man sie auch mit zeitlichem Abstand als »fremde« Texte lesen. Darüber hinaus kann man bewusst versuchen, unterschiedliche Lebenswirklichkeiten einzufangen – beispielsweise indem man sich gezielt in unterschiedliche (soziale) Räume begibt. Auch ein (wiederholtes) Verlassen »des Feldes« und ein späteres Zurückkehren können dabei helfen. Gerade die inzwischen omnipräsenten mehrortigen Ethnografien (Marcus 1995) können durch die Mobilität der Forschenden dabei unterstützen, für unterschiedliche Perspektiven und Lebensrealitäten offen zu bleiben.

Während die erwähnten Techniken sowohl im Kontext der Forschung als auch im Kontext der Lehre von Einzelpersonen angewendet werden können, gibt es insbesondere in der Lehre eine Vielzahl von Möglichkeiten, die man auch als Gruppe im Seminar nutzen kann.³ So können Studierende gegenseitig Auszüge aus ihren Feldprotokollen lesen und sich sowohl in Kleingruppen als auch im Plenum über ihre Erfahrungen austauschen. Dabei kommen ganz automatisch relativ grundätzliche Fragen auf. Dazu gehört die Frage, inwiefern die eigenen Beobachtun-

³ Als unabhängig forschende Einzelperson könnte man sie im Rahmen von Forschungswerkstätten, Forschungskolloquien, Peer-Gesprächen usw. nutzen.

gen durch ›Zufälligkeiten‹ geprägt werden. Zu diesen ›Zufälligkeiten‹ gehören die Personen, die man beobachtet und mit denen man gesprochen hat, aber auch der genaue Zeitraum, den man ›im Feld‹ verbracht, und die konkreten Schauplätze, die man aufgesucht hat. Eine weitere Frage wäre, welche Auswirkungen die eigene Person oder die Zusammensetzung des Forschungsteams hatten. Zum Thema ›eigene Person‹ gehören beispielsweise Alter, Geschlecht, Vorerfahrungen und Sprachkenntnisse. Gerade aus der Sicht der ›dritten Mission‹ ist es interessant, dass die Studierenden regelmäßig auch die Frage aufwerfen, inwiefern ihre Gegenwart einen Einfluss auf ›das Feld‹ hatte, d.h., sie interessieren sich dafür, inwiefern es eine Wechselwirkung zwischen Forschenden und Beforschten gab.

Es ist an dieser Stelle weder möglich noch nötig, die damit verbundenen methodologischen Grundsatzfragen ausführlich zu diskutieren. Vielmehr laufen diese Überlegungen darauf hinaus, dass man nicht davon ausgehen sollte, dass eine einheitliche Wissenschaft einem ebenso monolithischen und homogenen ›Feld‹ gegenübersteht und eine zufällige Verbindung zwischen den beiden zu einem ganzheitlichen Transfer zwischen ihnen führen könnte. Demgegenüber sollte man eher darauf gefasst sein, dass das Eintauchen in ›die Praxis‹ die Gelegenheit dazu bietet, sich die Binnenunterschiede zu vergegenwärtigen, die aus einer Außenperspektive leicht übersehen werden könnten. Im Kern geht es also darum, dass gängige Tätigkeiten im Rahmen der universitären Forschung und Lehre Fragen aufwerfen, die zwar für den Einzelfall immer wieder neu diskutiert werden müssen, auf die sich aber eine professionalisierte ›dritten Mission‹ ganz generell vorbereiten sollte.

Während sich die vorangegangenen Überlegungen mit dem Problem beschäftigt haben, dass Forschung immer Gefahr läuft, bestimmten Aspekten und Anliegen aus ›der Praxis‹ unbeabsichtigt mehr Beachtung zu schenken als anderen, steht zweitens die Frage im Raum, wessen Kooperation durch ein bestimmtes Forschungsdesign notwendig wird und mit wem Forschende eigentlich kooperieren sollen. Durch die Kooperation werden nicht nur bestimmte Perspektiven möglicherweise aufgewertet, sondern Forschende können dadurch auch in ein Abhängigkeitsverhältnis geraten. Oben wurde dies bereits im Zusammenhang mit dem Feldzugang angesprochen: Insbesondere, wenn man über Artefaktanalyse hinausgehen möchte, ist man sowohl in der Forschung als auch in der Lehre auf Feldzugang bzw. auf ein Minimum an Kooperation seitens ›der Praxis‹ angewiesen. Ein solches Abhängigkeitsverhältnis einerseits und die Verinnerlichung der Perspektive der Beforschten durch die Forschenden andererseits können allerdings zu einer unbeabsichtigten Beeinflussung des Forschungsprozesses führen, die weit über den gewünschten Transfer hinausgehen würde. Ein typisches Beispiel hierfür wäre, dass bestimmten Fragen nicht nachgegangen wird, da die Antworten darauf die Beziehungen zu den Kooperationspartner:innen belasten könnten.

Durch das ethnografische Arbeiten werden für Wissenschaft und Praxis neuartige Erkenntnisse ermöglicht, aber man setzt sich auch Risiken aus. Diese können

insbesondere dann entstehen, wenn die wissenschaftlichen Anforderungen nicht mit den Erwartungen ›des Feldes‹ vereinbart werden können oder wenn die Forschenden (bzw. die forschend Lernenden) in die Situation geraten, sich in einem Konflikt ›im Feld‹ positionieren zu müssen. Die konfligierenden Erwartungen an die Forschenden zeigen gleichzeitig, dass diese im Prinzip einen Handlungsspielraum haben und dass ein erster wichtiger Schritt ist, dass sie sich diesen vergegenwärtigen.

Dies macht auch deutlich, dass die bereits bestehenden Diskussionen über Normativität und Verantwortung in Forschung und Lehre im Zusammenhang mit der Professionalisierung der ›dritten Mission‹ von Anfang an Beachtung finden sollten. Sobald sich Wissenschaft nicht nur um sich selbst dreht, ergibt sich nämlich schon jetzt eine herausfordernde Situation für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, da an sie von verschiedenen Personengruppen sehr unterschiedliche Anforderungen gestellt werden und unterschiedliche Anreizsysteme aufeinandertreffen (Eckl 2008, 2018b).

In der ethnografischen Tradition spielt dabei die Frage eine zentrale Rolle, welche Verantwortung man gegenüber ›dem Feld‹ bzw. gegenüber den unterschiedlichen Gruppen und Personen ›im Feld‹ hat. Gerade in konfliktbeladenen Situationen reicht die Maxime, mit den eigenen Handlungen keinen Schaden zuzufügen, oft nicht aus. Man wird Teil des sozialen Gefüges, kann sich den Normen und Regeln ›des Felds‹ nicht problemlos entziehen und im Prinzip muss auch das Nicht-Handeln begründet werden, wenn man sich nicht mehr auf die Rolle des unbeteiligten Außenstehenden berufen kann. Darüber hinaus haben gerade die Vertreterinnen und Vertreter der Aktionsforschung betont, dass man die Personen und Gruppen, die mit den Forschenden kooperieren, sogar bewusst unterstützen sollte. Diese Forderung entstand vor dem Hintergrund, dass ethnografische Forschung lange einen Fokus auf sozial benachteiligten oder geographisch abgelegenen Gruppen hatte, und wirft ganz neue Fragen auf, wenn man bedenkt, dass inzwischen auch Eliten(-netzwerke) beforscht werden. Hier würde eine Unterstützung durch die Forschenden letztlich auf ein Kooptieren der Forschung durch bereits privilegierte gesellschaftliche Gruppen hinauslaufen.

Der verantwortungsvolle Umgang mit den Menschen ›im Feld‹ und die Antwort auf die Frage, inwiefern auf ihre Forderungen eingegangen werden sollte, müssen nicht nur mit konkurrierenden Forderungen aus ›dem Feld‹ sondern auch mit denjenigen Anforderungen in Einklang gebracht werden, die vom Wissenschaftsbetrieb an die Forschenden gestellt werden. Ein typisches Problem kann sein, dass die praktischen Herausforderungen, vor denen Menschen aus ›der Praxis‹ stehen nicht wissenschaftlich relevant sind, und die Forschenden entscheiden müssen, welche Anliegen priorisiert werden sollten. Aber selbst dann, wenn sich die Anliegen überschneiden, bleibt aus wissenschaftlicher Sicht am Ende immer das erfolgreiche Publizieren als übergeordnetes Ziel, während die Personen ›im Feld‹ Lösun-

gen für ihre Probleme brauchen und eine Veröffentlichung nicht nur als irrelevant, sondern sogar als unerwünscht erachten könnten. Aus Sicht ›der wissenschaftlichen Gemeinschaft‹ haben Forschende den Auftrag, innerwissenschaftliche Fragen zu beantworten (oder Wissenslücken aufzudecken) und dabei eine Distanz zu den Anliegen der Beforschten zu bewahren. Dieser Auftrag passt ganz offensichtlich nicht immer zu den Forderungen aus ›der Praxis‹.

Neben der Verantwortung gegenüber ›dem Feld‹ und gegenüber ›der wissenschaftlichen Gemeinschaft‹ haben Forschende auch eine (Schutz-)Verantwortung gegenüber sich selbst. Riskante Forschung kann interessante Forschungsergebnisse liefern, aber Forschende müssen nicht alles riskieren. So brauchen Forschende aus der Sicht von Jeffrey Sluka, der zu den Konflikten im nordirischen Belfast geforscht hat, von Anfang an einen ›Fluchtplan‹, auf den sie zurückgreifen können, falls sich ›das Feld‹ als zu feindselig erweisen sollte (Sluka 1990). Auch wenn er seine Empfehlung für den extremen Fall von Bedrohungen für die physische Unversehrtheit der Forschenden formuliert hat, bleibt die generelle Einsicht, dass Rückzugsmöglichkeiten für die Forschenden wichtig sind. Gleichzeitig hat sich beispielsweise bei studentischen Forschungsprojekten zu Demonstrationen gezeigt, dass eine vermeintlich sichere Situation schnell bedrohlich werden kann und es grundsätzlich wichtig ist, die Studierenden immer wieder darauf hinzuweisen, dass sie vorausschauend auf die eigene Sicherheit achten müssen.

Für den spezifischen Fall des Transfers in der Lehre kommt noch die Besonderheit hinzu, dass Lehrende und Lernende einerseits als Team auftreten und gemeinsam eine Verantwortung gegenüber ›der Praxis‹, gegenüber ›der wissenschaftlichen Gemeinschaft‹ und jeweils gegenüber sich selbst als Einzelperson haben. Andererseits haben die Lehrenden aber auch eine Sonderrolle und sollen die Studierenden auf zwei Arten von Praxiskontexten vorbereiten bzw. in zwei Rollen ernst nehmen: sowohl in ihrer Rolle als junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als auch in ihrer Rolle als zukünftig in ›der Praxis‹ Tätige.

Abschließend stellt sich noch die Frage nach gesellschaftlicher Verantwortung. Genügt es, wenn die eigene wissenschaftliche Arbeit den Kooperationspartner:innen aus ›der Praxis‹ nutzt, den Studierenden Kompetenzen vermittelt und im Idealfall auch noch einen wissenschaftlichen Beitrag leistet oder sollte Transfer bedeuten, dass ›die Gesellschaft‹ im weiteren Sinne dabei ebenfalls etwas gewinnt? All diesen Anforderungen gerecht zu werden, könnte schwierig werden, aber es sollte zumindest verhindert werden, dass nur eine kleine Gruppe von bereits privilegierten Kooperationspartner:innen von dem Transfer profitiert.

Die zentrale Schlussfolgerung, die aus der reichhaltigen Erfahrung der Ethnografie mit Transfer als Nebeneffekt gängiger Tätigkeiten gezogen werden kann, lässt sich so festhalten: Auch Forschung, die als neutral konzipiert ist, ist nie ganz unparteiisch, aber wenn die Grenze zwischen Wissenschaft und Praxis gezielt eingerissen wird, dann stellt sich dieses Problem noch viel eindringlicher als sonst.

Aus den Erfahrungen mit dem ethnografischen Arbeiten ergeben sich Implikationen für die Professionalisierung der ›dritten Mission‹

Die Professionalisierung der ›dritten Mission‹ wird neue Anreizstrukturen ins Wissenschaftssystem einführen, deren Auswirkungen gut dokumentiert und reflektiert werden sollten, da sie bereits bestehende (Ziel-)Konflikte weiter verstärken werden. Das gilt beispielsweise für die vorhandenen aber leicht zu übersehenden Abhängigkeiten von ›der Praxis‹, welche sich weiter erhöhen werden, wenn externe Kooperationspartner:innen gefunden und in der ›dritten Mission‹ Erfolge nachgewiesen werden müssen.

Die neu entstehenden Lern-Lehr-Transfer-Konstellationen zeichnen sich dadurch aus, dass eine dritte Kategorie von Personen ihre eigenen Bewertungskriterien in das Zusammenspiel aus Lernenden und Lehrenden einbringen kann. Diese neuen Bewertungskriterien dürfen die bestehenden Bewertungskriterien nicht an den Rand drängen, wenn die Anliegen der Forschenden und der Lehrenden weiterhin relevant bleiben sowie universitäre Prozesse nicht verstärkt von außen gelenkt werden sollen.

Eine intensivere Zusammenarbeit mit ›der Praxis‹ wirft unweigerlich die Frage auf, welche Besonderheiten eine Universität auszeichnen (sollen) und worin sie sich von anderen Kooperations- und Beratungsangeboten für ›die Praxis‹ unterscheidet. Zu den Besonderheiten gehören beispielsweise intersubjektiv nachvollziehbare Prozesse und die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen, was von Seiten ›der Praxis‹ nicht immer geschätzt wird.

Gerade vor dem Hintergrund, dass es ›die Praxis‹ so nicht gibt, muss man darauf vorbereitet sein, dass im Rahmen der ›dritten Mission‹ stattfindende Projekte von unterschiedlichen Seiten Gegenwind provozieren können. Grundsätzlich dürfen ›dritte Mission‹ und Transfer kein Selbstzweck und keine Verpflichtung sein. Vielmehr braucht es Exitoptionen und die prinzipielle Möglichkeit, Distanz zu ›der Praxis‹ zu bewahren. Finanzielle Unabhängigkeit und institutionalisierte Reflexions- und Distanzierungsräume (z.B. Praxiswerkstätten in Analogie zu Forschungswerkstätten) könnten dazu beitragen.

›Dritte Mission‹ und Transfer finden bereits jetzt statt. Sowohl durch die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen als auch in der Lehre wirken sich die Tätigkeiten von Universitäten auf ›die Gesellschaft‹ aus. Im Falle der Ethnografie findet Transfer schon im Forschungsprozess bzw. beim forschenden Lernen statt und kann dabei in beide Richtungen transformativ wirken. In der Lehre entsteht dabei ein doppelter Praxisbezug: Wissenschaft und Forschung werden als eine praktische Tätigkeit vermittelt, die sich mit unterschiedlichsten Formen von (Alltags-)Praxis beschäftigen. Der reichhaltige Erfahrungsschatz der Ethnografie kann dabei helfen, den Herausforderungen der ›dritten Mission‹ vorausschauend entgegenzutreten.

Literatur

- Bogner, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang, 2014: *Interviews mit Experten: Eine praxisorientierte Einführung*, Wiesbaden.
- Bohnsack, Ralf, 2009: *Qualitative Bild- und Videointerpretation: Die dokumentarische Methode*, Opladen.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris, 2015: *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*, 2. überarbeitete Auflage, Konstanz.
- Eckl, Julian, 2008: »Responsible Scholarship after Leaving the Veranda: Normative Issues Faced by Field Researchers – And Armchair Scientists«, in: *International Political Sociology* (3/2/2008), S. 185-203.
- Eckl, Julian 2018a: »Ein ethnografischer Blick auf Selbst- und Fremddokumentationen politischer Ereignisse als empirische Materialien«, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* (1/25/2018), S. 165-174.
- Eckl, Julian 2018b: »Theorien als latente Quellen von Normativität und Verantwortung in der Hochschullehre: Die Bedeutung von didaktischen und fachspezifischen Theoriedebatten am Beispiel des politikwissenschaftlichen Teilgebiets ›Internationale Beziehungen‹«, in: *Politische Vierteljahresschrift* (4/59/2018), S. 737-757.
- Emerson, Robert M./Fretz, Rachel I./Shaw, Linda L., 2011: *Writing Ethnographic Fieldnotes*, Second Edition, Chicago.
- Gobo, Giampietro, 2008: *Doing Ethnography*, London.
- Hachmeister, Cort-Denis/Henke, Justus/Roessler, Isabel/Schmid, Sarah, 2016: »Die Vermessung der Third Mission: Wege zu einer erweiterten Darstellung von Lehre und Forschung«, in: *Die Hochschule* (1/2016), S. 7-13.
- Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike, 2018: *Artefaktanalyse: Grundlagen und Verfahren*, Wiesbaden.
- Malinowski, Bronislaw, 1972: *Argonauten des Westlichen Pazifik: Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea* [Engl. Original von 1922], Frankfurt a.M..
- Marcus, George E., 1995: »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography«, in: *Annual Review of Anthropology* (24/1995), S. 95-117.
- Reinmann, Gabi, 2016: »Gestaltung akademischer Lehre: Semantische Klärungen und theoretische Impulse zwischen Problem- und Forschungsorientierung«, in: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung* (5/11/2016), S. 225-44.
- Schatz, Edward (Hg.), 2009: *Political Ethnography: What Immersion Contributes to the Study of Power*, Chicago.
- Schatz, Edward 2017: »Disciplines that Forget: Political Science and Ethnography«, in: *PS: Political Science & Politics* (1/50/2017), S. 135-38.
- Sluka, Jeffrey A., 1990: »Participant Observation in Violent Social Contexts«, in: *Human Organization* (2/49/1990), S. 114-126.

